

# Die Eritreerin Fana Asefaw fordert mehr Engagement

## Barrieren abbauen

Fana Asefaw kennt die Nöte eritreischer Flüchtlinge in der Schweiz – und die Ratlosigkeit von Lehrern und Sozialarbeitern. Ihr grosses Ziel: gegenseitig Vertrauen schaffen.

von **Dorothee Vögeli** 10.6.2015, 05:30 Uhr



Die Ärztin Fana Asefaw kennt die Identitätsprobleme ihrer Landsleute. (Bild: Annick Ramp / NZZ)

Mit dem Zuzug italienischer Gastarbeiter war die Schweiz erstmals mit Parallelgesellschaften im eigenen Land konfrontiert. Später rissen Kriegsflüchtlinge aus dem Balkan integrationspolitische Gräben auf. Heute sind es die Afrikaner, allen voran die Eritreer, die im Fokus der Schulen, Sozialämter, Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden – und der Politik – stehen. Die Eritreer machen inzwischen die grösste Gruppe der Asylsuchenden aus; 2005 stellten sie in der Schweiz 159, neun Jahre später 7000 Asylgesuche, die Schutzquote lag letztes Jahr bei 85 Prozent.

## Traumata ein Tabu

In der Regel haben die Neuankömmlinge eine monatelange Flucht durch die Wüste und übers Meer hinter sich, während der sie der Gewalt von Schleppern ausgeliefert sind. Viele sind traumatisiert, aber sie sprechen nicht darüber. Denn in stark traditionell orientierten Gesellschaften wie derjenigen der Eritreer sind psychische Krankheiten ein Tabu; wer an Depressionen leidet, muss selber damit fertig werden.

Am ehesten fördern die Kinder den Verdrängungsmechanismus zutage: Viele sind in der Regelschule untragbar, gelten als geistig behindert und landen in Sonderschulen.

Würden die nicht nur sprachlichen Gründe für die Lernschwächen erkannt und die Verhaltensstörungen frühzeitig angegangen, wäre für die allermeisten eritreischen Kinder eine normale schulische und berufliche Laufbahn möglich, sagt Fana Asefaw. Der Kinder- und Jugendpsychiaterin überweisen die Schulen immer wieder Problemfälle. Asefaw kennt nicht nur deren Muttersprache, sondern auch die Gesprächstechniken – derzeit absolviert sie eine Traumausbildung an der Universität Zürich. Oft sprechen ihre Patienten zum ersten Mal über die Erlebnisse auf der Flucht. Aber nicht alle sind traumatisiert. Viele haben Identitätsprobleme. Denn in der Schweiz sind die streng erzogenen Eritreer mit ihnen unbekanntem Werten konfrontiert.

Im Gegensatz zum kollektivistischen Lebensstil im Heimatland sind sie hier auf sich gestellt, getrauen sich aber nicht, Hilfe zu holen. «Ich versuche ihnen Wege aufzuzeigen, als Eritreer in der Schweiz einen Platz zu finden, bespreche aber auch, welche Werte es abzulegen gilt», sagt Asefaw. Ihre Vermittlungsarbeit dehnt sie auf alle Ebenen aus: Schulpsychologen und Sozialarbeitern erklärt sie die Hintergründe der Überforderung ihrer Patienten. Bei den Eltern leistet sie persönliche Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit, wenn es um konkrete Massnahmen geht. Und für Integrationsfachleute ist die warmherzige und kompetente Ärztin, die mit ihrem eritreischen Ehemann und ihren beiden Kindern im Kanton Zürich lebt, eine gefragte Referentin geworden.

Asefaw ist nicht nur sehr gebildet, sondern hat selber in verschiedenen Kulturen gelebt, die alle gleichermassen wertvoll sind, wie sie betont. Den 1993 gegründeten unabhängigen Staat Eritrea kennt sie allerdings nur aus ihrer Forschertätigkeit. Anfang der 1980er Jahre – sie war damals noch ein Kind – flohen ihre Eltern vor dem äthiopischen Regime nach Deutschland. Asefaw besuchte dort die Grundschule und das Gymnasium. Danach studierte sie Medizin und schrieb an der Berliner Charité ihre Dissertation zum Thema Genitalbeschneidung. Daneben absolvierte sie eine Ausbildung in transkultureller Kompetenz. Vor zehn Jahren zog sie in die Schweiz. Zunächst arbeitete sie im Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst der Universitätsklinik Zürich, dann wechselte sie in die Privatklinik Clenia in Littenheid, wo sie als Oberärztin tätig ist. Am Clenia-Standort in Winterthur bietet sie transkulturelle Sprechstunden an. Dort leitet sie auch eine transkulturelle Gruppe, in der sie mit Vätern und Müttern aus diversen Drittstaaten zum Beispiel über Sexualität und weibliche Genitalbeschneidung spricht.

## Politisch unabhängig

Kulturelle Zwänge gebe es auch in Europa, hält sie fest. Als Beispiel falsch verstandener weiblicher Körperlichkeit nennt sie Magersucht. Solche Fehlentwicklungen fördern die gegenseitigen Barrieren: «Die hiesige Gesellschaft und die Neuankömmlinge haben Mühe, aufeinander zuzugehen», bilanziert sie und fügt resolut an: «Natürlich sind Samthandschuhe fehl am Platz. Aber es braucht eine Willkommenskultur.» Sie erzählt von einer 16-jährigen depressiven Patientin, die nach Schimmel gerochen habe. Als Asefaw sie zu Hause besuchte, war sie dann über die äusserst armseligen Verhältnisse doch sehr überrascht. Auch die Lebensbedingungen in den Massenunterkünften erachtet sie als menschenunwürdig:

«Die Asylbewerber leben dort wie in einer Sardinendose.» Ein 16-jähriger Eritreer mit dissoziativen Zuständen, den ihr das Asylzentrum Oberembrach zuwies, habe die Flucht bis Chiasso gut überstanden. Dann brach für ihn eine Welt zusammen. «Nach monatelanger Ungewissheit wusste er nicht mehr, wozu er die Strapazen auf sich genommen hatte.»

Für Asefaw muss alles darangesetzt werden, dass die Eritreer im Heimatland bleiben. Deshalb ist sie im Vorstand des 1977 gegründeten Schweizerischen Unterstützungskomitees für Eritrea (Suke), das als eine von wenigen Organisationen Aufbauprojekte im Land unterstützt. Für die Gegner des Regimes ist der Präsident des Suke, der Arzt Toni Locher, ein rotes Tuch. Von Eritrea zum Honorarkonsul ernannt, steht er grundsätzlich zur Entwicklungspolitik des Regimes und zum National Service, vor dem viele junge Eritreer fliehen. «Ich lasse mich als Fachperson von keiner politischen Seite instrumentalisieren. Mein Problem ist, dass so viele auf der Flucht sterben. Das muss man angehen», sagt Asefaw. Der einzige Weg ist für sie die Förderung sinnvoller Projekte im Land. Das tue Suke. So hat das Komitee ein von ihr initiiertes und von Clenia gefördertes Projekt zur HIV-Prävention übernommen.

## Zu wenig Schlüsselpersonen

Wegen ihrer Suke-Mitgliedschaft waren interkulturell tätige Organisationen wie das National Coalition Building Institute (NCBI) ihr gegenüber zunächst kritisch eingestellt. Inzwischen wird das Fachwissen der binationalen Ärztin, die unterschiedliche Blickwinkel gut nachvollziehen kann und trotzdem unabhängig ist, breit geschätzt. Heute hält sie auch Vorträge am NCBI, das im Auftrag der kantonalen Fachstelle für Integrationsfragen eritreische Schlüsselpersonen ausbildet. Im Rahmen der vom Bund finanzierten Integrationsförderung sollen diese Neuankömmlinge über das hiesige System informieren und sie während der ersten Zeit im Alltag unterstützen. Laut der Integrationsbeauftragten Julia Morais stösst das Pilotprojekt in vielen Zürcher Gemeinden auf Interesse. Allerdings sei es schwierig, Schlüsselpersonen mit guten Deutschkenntnissen zu finden.

Der Grund ist die schleppende berufliche Integration der eritreischen Asylgruppe. Für Asefaw sind weniger Sprachbarrieren als fehlende Perspektiven für die hohe Zahl der fürsorgeabhängigen Flüchtlinge ausschlaggebend. «Längst nicht alle sind bildungsfern» sagt sie. Ein Problem sei die fehlende Anerkennung der Berufsabschlüsse. Im Zentrum von Asefaws Engagement stehen jedoch die Neuankömmlinge und die 450 eritreischen Kinder, die in den nächsten vier Jahren im Kanton Zürich eingeschult werden. «Prävention dank enger Familienbegleitung» lautet ihr Rezept – im Hinblick auf die eritreischen Secondos, die sich wie andere Einwanderungsgruppen integrieren werden. Noch seien die Vorurteile gross, sagt Asefaw. Sie selber fühlt sich sehr wohl in der Schweiz: «Ich bin überall dort zu Hause, wo ich mich verstanden fühle.»